

Die Schuld am Weltkrieg.

Von Graf Sue de Grais.

Unser Gegner werden nicht müde, immer wieder zu behaupten, daß wir den Weltkrieg heraufbeschworen hätten. Immer von neuem, so auch in ihrer Antwort auf unseren Friedensvorschlag, suchen sie die schwere Verantwortung, die sie durch ihr frevelhaftes Vorgehen auf sich geladen haben, auf uns abzuwälzen, um die Angehörigen ihrer Länder und der neutralen Staaten über den wahren Sachverhalt hinwegzutäuschen. Wenn wir auch hoffen dürfen, daß die Wahrheit sich allmählich durchdringen wird, muß dazu doch immer wieder darauf hingewiesen werden, daß die Behauptungen unserer Gegner mit den offenkundigen Tatsachen in schroffem Widerspruch stehen.

Wenn das Deutsche Reich seine jetzigen Gegner hätte betrogen wollen, so hätte es dazu die beste Gelegenheit in der Zeit gehabt, wo deren Kräfte anderweit in Anspruch genommen waren, wo Rußland mit Japan, England mit den Buren und Frankreich mit Marokko im Kampfe lag. Keine dieser Gelegenheiten hat das Reich benutzt; stets hat es seinen jetzigen Feinden gegenüber eine wohlwollende Neutralität beobachtet. Dafür soll es jetzt den denkbar ungünstigsten Augenblick, in dem alle diese Mächte mit voller Macht ihm gegenüberstanden, zum Beginn des Krieges benutzt haben!

Beim Ausbruch des Krieges waren unsere Kriegs- und Handelsschiffe in größerer Zahl fern von den Heimatorten. Nach Lage der Seemachtverhältnisse waren diese rettungslos verloren. Auch in unseren Schutzgebieten fehlte es mehrfach an umfassenderen Vorkehrungen zur Verteidigung, so daß sie größtenteils eine Beute des Feindes geworden sind. Endlich hätten auch die eigenen Vorräte, auf deren Einfluß Deutschland sich angewiesen sah, in größerem Umfange beschafft werden müssen, als es tatsächlich geschah. Deutschland hat sogar noch kurz vor dem Kriegsausbruch Getreide ausgeführt. Hätte es einen Krieg beabsichtigt, so würde es unbedingt auf allen diesen Gebieten ganz anders vorgegangen sein, als es dieses getan hat.

Dem Deutschen Reich fehlte aber auch jeder Anlaß zum Kriege. Um solchen zu finden, versahen unsere Gegner nach den Worten des Mephisto im Faust:

Denn eben, wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.

Dieses Wort ist für sie der Militarismus geworden. Ihn wollen sie mit aller Macht bekämpfen. Mit Vorliebe bezeichnen sie ihn als „preußischen“, obwohl ihnen fortwährend „schlagende“ Beweise dafür gegeben werden, daß ihnen ein einheitliches und fest geschlossenes deutsches Heer gegenübersteht. Welche Bedeutung sie diesem Worte beilegen, ist nicht ganz klar. Wenn sie unsere allgemeine Wehrpflicht darunter verstehen, so haben sie selbst uns diese ausnahmslos nachgemacht. Wenn sie auf die starke Rüstung hinarbeiten, so haben Frankreich und Rußland weit stärker gerüstet als wir. Wenn sie aber Eroberungssucht aus unserer Rüstung herleiten, so steht auch dieses mit der Sachlage in volstem Widerspruch.

Das Deutsche Reich sieht sich im Osten und Westen einer fortwährenden schweren Bedrohung durch seine Nachbarn ausgesetzt. Frankreich war seit Jahrhunderten von den Raubzügen Ludwig XIV. und den Eroberungskriegen Napoleons I. an bis zu den Kriegen von 1870 und von heute stets darauf bedacht, in dem geeigneten Augenblicke über uns herzuwühlen, und auch Rußland hat uns wiederholt ernsthaft bedroht. Die Aufstellung eines starken Heeres ist deshalb kein auf Eroberungen ausgehender Militarismus, sondern ein einmütiges Gebot der Selbstverteidigung. Nicht eine einzige Tatsache kann dafür angeführt werden, daß wir damit auf Eroberungen ausgegangen seien, nicht ein einziges Land kann bezeichnet werden, auf das wir unsere Eroberung hätten richten wollen. Weder in Worten noch in Taten haben wir zu solcher Annahme irgendwelchen Anlaß geboten. Gerade das Gegenteil gilt von unseren Gegnern. Die haben aus ihren Eroberungs-

absichten, Rußland auf Konstantinopel, Frankreich auf Genua-Vorbringen, Italien auf Trient und Istrien nie ein Hehl gemacht. Sie haben auch, während wir nahezu 45 Jahre hindurch stets für den Frieden eingetreten sind und diesen bewahrt haben, tatsächlich die Bahn der Eroberung beschritten, England gegen die Buren und Ägypten, Frankreich gegen Tunis und Marokko, Italien gegen Tripolis, Rußland und England gemeinsam gegen Persien. So schienen sie sich nicht, uns das vorzuwerfen, was sie selbst fortgesetzt tun, und ihre Beweggründe uns unterzuhängen.

Dazu kommen die zahlreichen Todsachen, die nachweisen, daß unsere Feinde das gemeinsame Vorgehen gegen uns (die Eintreibung Deutschlands) von langer Zeit her vorbereitet hatten, daß — wie die aufgefundenen Berichte des belgischen Gesandten in Berlin unwiderleglich ergeben — die belgische Neutralität, deren Verletzung England als Kriegsgrund vorbringt, von diesen selbst längst verletzt war und sonach für uns gar nicht mehr bestand.

Alle diese Umstände können nicht stark genug hervorgehoben und nicht oft genug wiederholt werden, da unsere Gegner eifrig bemüht sind, sie in Vergessenheit geraten zu lassen. Nur hierdurch kann es gelingen, deren planmäßige Heuchelei offenzulegen und das Lügenweb zu zerreißen, mit dem sie die Wahrheit zu verschleiern suchen.

D. K.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

551 847 Quadratkilometer feindlichen Bodens von uns befreit.

Im Anfang des Jahres 1917 waren von uns befreit: In Belgien 29 000 Quadratkilometer, in Frankreich 22 310 Quadratkilometer, während von deutschem Boden 900 Quadratkilometer in den Händen der Franzosen waren; in Rußland waren befreit 280 450 Quadratkilometer, in Rumänien 100 000 Quadratkilometer, während 28 231 Quadratkilometer österreichisch-ungarischen Bodens in den Händen der Russen waren. In Serbien waren es 85 867, in Montenegro 14 180, in Albanien 20 040 Quadratkilometer, die von unseren Truppen befreit waren. Insgesamt sind also 551 847 Quadratkilometer feindlichen Bodens von unseren Truppen erobert worden, eine Fläche, die gegenüber die 29 131 Quadratkilometer, die unsere Gegner besetzen, völlig verschwinden. Sieben verschiedene Länder mußten Teile ihres Landes hergeben, einzelne unter ihnen sogar ihr ganzes Land. Die obige Aufstellung beweist am besten, wer der Sieger ist. Mögen unsere Feinde sich noch so sehr ihrer ererbtenen Siege rühmen, diese Zahlen können sie nicht aus der Welt schaffen.

Die Erfolge der neuen deutschen „Möwe“.

In Amsterdamer Schiffbrüskreisen verlautet, daß von der neuen deutschen „Möwe“ bisher etwa 70 000 bis 75 000 Tonnen Lebensraum vernichtet worden sind. Der Wert der vernichteten Schiffe mit ihren Ladungen wird auf etwa 80 Millionen Mark geschätzt.

Frankreichs Schwierigkeiten im Truppenersatz.

Pariser Blättern zufolge ist beabsichtigt, alle untauglich befundenen Mannschaften der Jahressklassen 1917 bis 1896 sowie alle Zurückgestellten, mit Ausnahme der infolge Kriegsverwundungen untauglich Erklärten, erneut auszumustern.

Die kommende Offensive im Westen.

Ein Schweizer Militär, der kürzlich ein Gespräch mit dem französischen Höchstkommandierenden General Nivelle hatte, teilt mit: General Nivelle wisse wohl, daß es nicht oder kaum möglich ist, die teileingeleiterten deutschen Linien, die von erstklassigem Truppenmaterial besetzt und mit Aufgebot der ganzen modernen Technik ausgebaut seien, zu durchbrechen; General Nivelle nehme aber an, daß eine allmähliche Zermürbung und Zurückdrängung der deutschen Linien im Westen gelingen werde.

Die Wucht der neuen Offensive werde, den vermehrten Artilleriemassen entsprechend, größer sein. Wir werden, sagte Nivelle, tatsächlich über Höchstleistungen unserer Kriegsinindustrie verfügen und eine Millionenarmee in das Feuer schicken.

Das rumänische Heerwesen.

Verwaltung nach russischem Muster.

Ein rumänischer Fähnrich, Angehöriger einer hohen rumänischen Offiziersfamilie, hat als Kriegsgeliebter bemerkenswerte Züge des rumänischen Heerwesens enthüllt, die von dem sittlichen Verfall der Armeeverwaltung und des Offiziersgeistes zeugen. Er erzählte: „Es fehlte nicht an Männern, die auf diese Verwilderung hinwiesen. Aber es lag Juni 1916 in einer Sitzung der Armeespektion: Ein Land, das mit dem inneren Feind, dem Schwindelgeist, nicht fertig werden könne, dürfe gar nicht daran denken, sich nach außen zu wenden. Das politische Geistes des Generalstabschefs Jiescu war zugleich eine Erwerbsgenossenschaft: ihr Gebiet war Heereslieferung nach russischem Vorbild. Ein Beispiel für viele: Jiescu vergab an die Schuhwarenfabrik Vassilescu u. Borisica im Spätherbst 1915 eine Lieferung von 150 000 Paar Schnürschuhen. Die Schuhe wurden ohne die vorgeschriebenen Lederstreifen geliefert und auch genommen. Für jedes Paar Schnüre wurden 10 Bani gleich 8 Pfennig abgelegt. Nach fünf Wochen wurde die Lieferung von 150 000 Paar Schnürriemen an dieselbe Firma zum Preise von 75 Bani gleich 60 Pfennig vergeben. Jiescu entrichtete sich in der „Epoca“ über Unterschleife im Reiche des Jiescu. Dieser aber recht fertigte das Geschäft mit Dringlichkeit des Bedarfs und Ledermangel. Gewinn: 97 500 Lei.“

Die großen Vorbilder weckten Nachseuferei bei den Kleineren. Mittelmeister Stancescu, ein berühmter Kartenspieler, verlegte sich auf den Sport der Böhnungsprellerei. Während meiner Waffenübung im Januar 1916 fingen die Leute an zu murren. Der Mittelmeister ließ die Schwadron antreten, und nach allgemeiner Ausspeicherung herrschte er sie in sittlicher Entrüstung an: „Ich habe eure Böhnungen natürlich aufgespart und verliert, sie an der Börse zu verdoppeln. Geld von Böswichtern hat aber kein Glück. Auch diesmal habt ihr Schweinebände verloren, machte leht und ging sporenlos ab. Derselbe Herr wußte auch seine Offiziere zu schröpfen. Im Einvernehmen mit dem Wachtmeister wußte er den Zugführern fortgesetzt ungeduldigste staatliche Vermögensgänge nachzuweisen. Bezahlte der angegangene Offizier nicht, so wurde er dem Kommandanten, Oberstleutnant Jernici, einem der geriebensten Ausplünderer, gemeldet. Folge: Bestrafung für unachtsames Umgehen mit Staatsvermögen und Ersatz des Schadens im Wege von Gehaltsabzügen. Auch der Kriegssold wurde zum größten Teil nicht gezahlt. Nur die Günstlinge wurden ordnungsmäßig gelöhnt, dafür aber im Spiel fahl gerupft.“

Schon auf den Aufmärschlinien wurden die Mannschaften nicht mit warmer Kost versehen. Die Habgier der Führer verwies sie auf Requirieren und füllte sich selbst die Taschen. Auf dem Rückzuge von Siebenbürgen ließ der Kommandant des 6. Jäger-Regiments den ganzen Verpflegungspart an Gastwirte und Händler verkaufen. Die Herde wurden im nächsten Dorfe vor requirierte Wagen gespannt und der Materialverlust mit feindlichem Beutefang verdeckt. Gleich bei Kriegsbeginn fehlten allerwärts Strümpfe, Schuhschrauben und besonders Sackelbrat. Am 10. und 11. Infanterie-Regiment und das 10. und 2. Feld-Artillerie-Regiment wurden Schuhe mit Wapplohlen geliefert. Die Stimmung der mit Jubel eingerichteten Reservisten sank unter diesen Umständen täglich tiefer.

D. K.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Der Reichstagskanzler hat die Führer der Reichstagsfraktionen zu einer Besprechung eingeladen. Es handelt sich aller Wahrscheinlichkeit nach um die Einberufung des

Reichstagsausschusses zur Beratung auswärtiger Angelegenheiten.

* Einer Einladung des Reichstagspräsidenten Dr. Knepp entsprechend sind die Präsidenten der Volksvertretungen der uns verbündeten Länder in Berlin eingetroffen. Eine Reihe gegenseitiger parlamentarischer Besuche sind vorangegangen. In ein druckvoller Weise spricht sich darin das nahe und herzliche Verhältnis aus, das zwischen den Völkern unseres Bundes besteht und durch den Krieg zu unverbrüchlicher Festigkeit geschmiedet worden ist. — Die türkische Kammer wird durch ihren Präsidenten Hadschi Abdul Bei bei dieser Zusammenkunft vertreten. Aus Sofia ist der Präsident der Sobranje Dr. Wasschem, aus Wien der Präsident des österreichischen Abgeordnetenhauses Dr. Simonitsch und aus Wien der Präsident des österreichischen Abgeordnetenhauses Dr. Schönbauer gekommen.

* Wie die „Köln. Ztg.“ erfährt, rechnet man in parlamentarischen Kreisen damit, daß die neue preussische Wahlrechtsvorlage zwar nicht während des Krieges, aber doch so zeitig eingebracht werden wird, daß sich der jetzige Landtag noch damit beschäftigt. Nötigenfalls wird die Legislaturperiode zu diesem Zweck verlängert werden. Der im Ministerium des Innern bekanntlich schon fertiggestellte Entwurf dürfte höchstwahrscheinlich die Beteiligung der indirekten Wahl und der öffentlichen Stimmgabe bringen, sowie ein Mehrstimmwahlrecht nach sächsischem Muster vorschlagen.

Polen.

* Unter den in Deutschland sich aufhaltenden, im Königreich Polen heimatisierten polnischen Arbeitern ist vielfach die Meinung verbreitet, daß ihre zwangsweise Einziehung zum polnischen Heere beabsichtigt sei. Eine solche Absicht besteht nicht. Vielmehr wird darauf hingewiesen, daß sich das polnische Heer nur aus Freiwilligen ergänzt. Alle Gerüchte über zwangsweise Einziehung beruhen auf Erfindung oder böswilliger Ausstreuung.

Frankreich.

* Der alte Ministerpräsident Clemenceau ist wieder am Werke. In heftigen Artikeln bezieht er das Kabinett und insbesondere seine ehemaligen Freunde Briand und Viviani. Dem Ministerium wird übrigens auch von anderer Seite Unfähigkeit vorgeworfen, und ein radikales Blatt schreibt rühmend: „Schöne Worte und Gebärden genügen nicht, um das Siegesprogramm durchzuführen. Hierfür bedürfte es anderer Männer als Briand, Viviani und Genossen.“

England.

* Der Minister des Äußern Balfour hat an den englischen Botschafter in Washington eine Note gerichtet, deren Inhalt für die Regierung der Ver. Staaten berechnet ist und der gleichsam eine Erläuterung zur Note des Böhnerverbandes darstellt. Balfour legt eingehend dar, weshalb die Türken unbedingt aus Europa vertrieben werden und weshalb die Bierverhandlungen den Sieg erreichen müssen. — Natürlich kann es nach seiner Meinung nur einen Frieden nach vollständiger Niederlage der Mittelmächte geben, einen Frieden, den England diktiert und der ihm für immer die Welt Herrschaft zu Wasser und zu Lande sichert.

Norwegen.

In einer geheimen Sitzung des Stortings gab der Minister des Äußern eine lange Erklärung über die außenpolitischen Verhältnisse Norwegens ab, die fast die ganze Sitzung in Anspruch nahm. Es wurde beschlossen, die Erklärung in einer späteren Sitzung zur Besprechung zu stellen.

Rußland.

* Nach verschiedenen Wittermeldungen hat das Gesamtministerium seinen Rücktritt angekündigt. Die Minister erklärten, daß zwischen Regierung und Duma kein gutes Zusammenarbeiten möglich sei, solange Protopopow sein Amt als Innenminister inne habe, und daß es ferner unmöglich wäre, unter den bestehenden Verhältnissen überhaupt die Staatsgeschäfte zu führen.

Hinnerk, der Knecht.

Roman von Bruno Wagener.

(Fortsetzung.)

Und Hinnerk senkte unter der Wucht des Beweises den Kopf. Nein, er zweifelte selbst nicht mehr daran; das sonderbare Wesen seiner Mutter ihm gegenüber und ihre verworrenen Worte über die Strümpfe, an die sie gar nicht mehr gedacht hatte, waren ihm eine volle Bestätigung. Trotzdem fragte er: „Hat denn noch jemand außer dem Kriskan etwas gesehen?“

Gefine nickte. Sie selbst war gerade im Garten gewesen, als Frau Meyer mit schwerer Gebärde aus der Allenteilerkate gekommen war; und der Anbauer Kleinjohann war ihr begegnet, als er eben das Geld abgeliefert hatte. Da sah Hinnerk ein, daß alle Hoffnung verloren war.

„Ihr sollt alles wiederhaben — ganz gewiß, alles sollt ihr wiederhaben,“ murmelte er und griff nach seinem Hute, der auf dem Stuhle neben ihm lag.

„Du willst noch heute abend hin zu ihr?“ fragte Gefine. „Das laß nur bleiben, sie wird das Geld ja wohl auch morgen herausgeben. Es ist Zeit zum Schlafengehen.“

Mechanisch erfüllte er heute abend seine Obliegenheiten, sah nach den Pferden und dem Vieh und prüfte die Pflugschare, mit der morgen die Acker für die kommende Frühjahrsbefellung gepflügt werden sollten. Dann ging er auf seine Kammer. Vergessen waren alle trohen Zukunftspläne. Eine dumpfe Niederschlagen-

heit lag auf dem jungen Knecht und hüllte ihn die Welt in graue Schleier. Er hatte sich vor den Tisch am Fenster gesetzt und das Gesicht auf beide Arme gelegt und weinte heiße Tränen vor Jörn und tiefer Scham.

16.

Am folgenden Morgen schickte Hinnerk den Jungknecht allein zum Pfingsten hinaus und sagte ihm, daß er später nachkommen würde. Dann ging er mit großen Schritten durchs Dorf. In der Kate traf er die Mutter nicht an, so früh ging sie sonst nicht auf Arbeit. Aber einerlei, das Geld mußte er wiederhaben um jeden Preis. Er begann die armliege Wohnung zu durchsuchen. Das war keine umständliche Arbeit, denn es waren nur zwei kleine Räume und die Küche und darüber ein niedriger Boden. Er lehrte das Unterste zu oberst; im Schranke suchte er zuerst und in dem Kleidergeschir, in den Wäschekisten und im Bett; nichts ließ er unberührt.

Es war alles umsonst. Schließlich stürzte er den Wäschekasten neben dem Herd um; da fiel ein Taler heraus und rollte in eine Ecke. Er hob ihn auf; die Münze zeigte einen Frauenkopf im Gepräge. Aber wie er auch suchte, er fand nichts außer dem einen Taler. Seufzend gab er die Arbeit auf.

Da wurde die Tür geöffnet, und die Mutter trat ein. Sie mußte sich mit der Hand an die Stirn halten, als sie sich plötzlich dem Hinnerk gegenüber sah. Die Knie schlotterten ihr, und sie bot das bejammernswerte Bild vollendeter Sallotatit. Ihre Bibben bewachten sich, als

wollte sie sprechen, aber es kam kein Ton aus ihrer Kehle. Nur ein ensensvoller Blick bestete sich auf den Sohn, der als Ankläger vor ihr stand.

„Guten Tag, Mutter,“ sagte er barsch und bemühte sich, ruhig zu bleiben. „Ich will das Geld haben, das du gestern gestohlen hast. Du wirst es mir sofort herausgeben.“

„Das Geld?“ fragte sie mit einem schänen Blick nach dem Herde. „Was für Geld meinst du? Ich habe kein Geld.“

Da verlieh ihn die mühsam erkämpfte Fassung. „Du lägst!“ schrie er laut. „Du lägst, Mutter! Ich weiß alles, und ich gehe nicht von hier, bis du mir das Geld gegeben hast. Ich habe es Gefine Sieners verprochen. Auf Heller und Pfennig soll sie es wiederhaben — die ganzen hundertundfünfzehn Mark! Hast du mich verstanden?“

Sie starrte ihn an, als begriffe sie ihn nicht, was er wollte. „Hundertundfünfzehn Mark! Und die soll ich gestohlen haben?“ Nein! Nein! Ich habe sie nicht. Und wenn sie gestohlen sind, muß das ein anderer getan haben. Ich schwöre dir, wahrhaftig — ich habe sie nicht. Auf der Stelle will ich tot sein, wenn ich das Geld gestohlen habe — auf der Stelle will ich tot sein!“

Er herrschte sie an, und seine Stimme klang wie das heilere Brüllen eines wilden Tieres. „Schweig still, Mutter! Du lästert Gott im Himmel! Du hättest das Geld nicht gestohlen? Und ehe du farnst, hat es auf dem Tisch gelegen. Als du gingst, war es fort, und die Strümpfe laagen statt des Geldes da. Und du

hättest zu mir gesagt, du wärest gar nicht auf dem Hofe gewesen. Das war schon eine Lüge; und jetzt wird weitergelogen. Aber ich sage dir, ich gehe nicht von der Stelle, wenn du das Geld nicht herausgibst.“

Er packte sie mit beiden Händen an den Schultern und rüttelte sie. Da sank sie heulend vor ihm in die Knie. Er ließ sie los. „Ich könnte fast vergehen, daß du meine Mutter bist!“ sagte er ingrimmig. „Wilst du denn ins Zuchthaus wandern? Du weißt doch, was dir bevorsteht, wenn sie dich anzeigen. Nur wenn du das Geld herausgibst, wollen sie dich laufen lassen. Also heraus damit! Ich habe keine Zeit, darauf zu warten!“

Sie wand sich vor ihm auf der Erde. „Ich hab's nicht!“ jammerte sie. „Nicht angerührt habe ich's.“

Hinnerk hielt seiner Mutter den Taler, an dem noch die Wäsche klebte, vors Gesicht. „Wie farnst du zu dem Taler?“ fuhr er sie an. Er sah, wie sie angstvoll nach dem Wäschekasten blickte, der umgestürzt neben dem Herde lag. „Wie kommst du zu dem Taler, den ich in der Wäsche fand?“

Sie wimmerte leise wie ein getretener Hund. „Das Geld habe ich mir geparkt, ganz allmählich, die ganzen Jahre, um euch was zuzufügen — dir und der Liese — wenn ihr Hochzeit macht.“

Er warf den Taler wütend auf den Tisch. „Dein Sünderengel brauchen wir nicht! Und Hochzeit mit der Liese? Die wird sich bedanken, einen Mann zu heiraten, dessen Mutter ins Zuchthaus kommt.“